

Peter Camenzind

Herausgegeben von Heribert Kuhn

Bearbeitet von
Hermann Hesse, Heribert Kuhn

Originalausgabe 2007. Taschenbuch. 215 S. Paperback

ISBN 978 3 518 18883 5

Format (B x L): 11,5 x 17,7 cm

Gewicht: 156 g

[Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Deutsche Literatur](#)

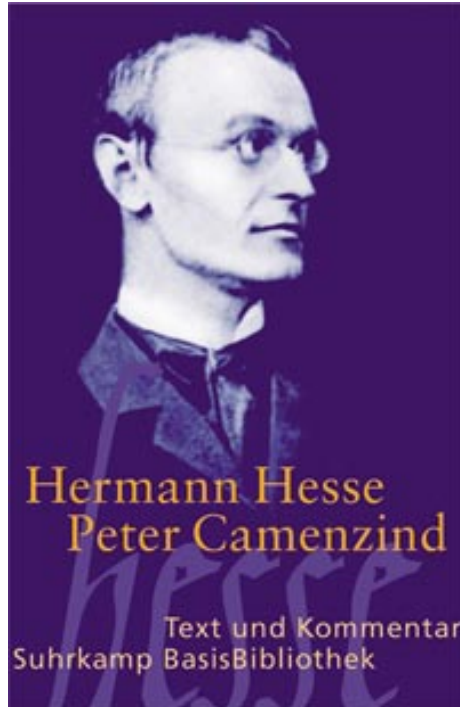
schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hesse, Hermann
Peter Camenzind

Mit einem Kommentar von Heribert Kuhn

© Suhrkamp Verlag
Suhrkamp BasisBibliothek 83
978-3-518-18883-5

Diese Ausgabe der »Suhrkamp BasisBibliothek – Arbeitstexte für Schule und Studium« bietet nicht nur Hermann Hesses Romandebüt *Peter Camenzind*, sondern auch einen Kommentar, der alle für das Verständnis erforderlichen Informationen enthält: Selbstaussagen des Autors zu seinem Jugendwerk, ausführliche Hinweise zu den literarhistorischen und ästhetischen Voraussetzungen des Romans, die Entstehungs- und Textgeschichte, die Rezeptions- und Deutungsgeschichte, Literaturhinweise sowie ausführliche Wort- und Sacherläuterungen. Die Schreibweise des Kommentars entspricht den neuen Rechtsschreibregeln.

Zu ausgesuchten Texten der Suhrkamp BasisBibliothek erscheinen im Cornelsen Verlag Hörbücher und CD-ROMs. Weitere Informationen erhalten Sie unter www.cornelsen.de.

Heribert Kuhn, geb. 1953, ist freier Publizist. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Franz Kafka, Robert Musil, Hermann Hesse, Max Frisch und Norbert Gstrein.

Hermann Hesse Peter Camenzind

Mit einem Kommentar
von Heribert Kuhn

Suhrkamp

Der vorliegende Text folgt der Ausgabe: Hermann Hesse:
Sämtliche Werke. Hg. v. Volker Michels. Bd. 2. *Die Romane*.
Frankfurt/M. 2001, S. 5–134

Originalausgabe
Suhrkamp BasisBibliothek 83
Erste Auflage 2007

Text: Copyright © 1953 by Hermann Hesse, Montagnola
Kommentar: © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung und Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Abschnitte.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: pagina GmbH, Tübingen
Druck: Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlagabbildung: Deutsches Literaturarchiv, Marbach
Umschlaggestaltung: Regina Göllner und Hermann Michels
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-18883-5

I 2 3 4 5 6 – 12 11 10 09 08 07

Inhalt

Hermann Hesse, <i>Peter Camenzind</i> . Roman	7
---	---

Anhang

Hermann Hesse, »Zu Peter Camenzind«	169
---	-----

Kommentar

»Bilde, Dichter, rede nicht!« Die Umkehrung der »Spielhagen-Doktrin« in Hermann Hesses Roman Peter Camenzind	175
Entstehungs- und Textgeschichte	182
Wirkungsgeschichte und Deutung	187
Literaturhinweise	198
Wort- und Sacherläuterungen	200

Peter Camenzind

Entstanden 1903. Erste Buchausgabe: Berlin 1904

「Meinem Freund Ludwig Finckh」

「Im Anfang war der Mythos. Wie der große Gott in den Seelen der Inder, Griechen und Germanen dichtete und nach Ausdruck rang, so dichtet er in jedes Kindes Seele täglich wieder.」

- Wie der See und die Berge und die Bäche meiner Heimat hießen, wußte ich noch nicht. Aber ich sah die blaugrüne glatte Seebreite, mit kleinen Lichtern durchwirkt, in der Sonne liegen und im dichten Kranz um sie die jähren Berge, und in ihren höchsten Ritzen die blanken Schneescharten und kleinen, winzigen Wasserfälle, und an ihrem Fuß die schrägen, lichten Matten*, mit Obstbäumen, Hütten und grauen Alpkühen besetzt. Und da meine arme, kleine Seele so leer und still und wartend lag, schrieben die Geister des Sees und der Berge ihre schönen kühnen Taten auf sie. 「Die starren Wände und Flühen* sprachen trotzig und ehrfürchtig von Zeiten, deren Söhne sie sind und deren Wundmale sie tragen. Sie sprachen von damals, da die Erde barst und sich bog und aus ihrem gequälten Leibe in stöhnender Werdenot Gipfel und Grate hervortrieb. Felsberge drängten sich brüllend und krachend empor, bis sie ziellos vergipfelnd knickten, Zwillingsberge rangen in verzweifelter Not um Raum, bis einer siegte und stieg und den Bruder beiseite warf und zerbrach. Noch immer hingen von jenen Zeiten her da und dort hoch in den Schlüften abgebrochene Gipfel, weggedrängte und gespaltene Felsen, und in jeder Schneeschmelze führte der Wassersturz hausgroße Blöcke nieder, zersplitterte sie wie Glas oder rammte sie mit mächtigem Schläge tief in weiche Matten ein.
- Sie sagten immer dasselbe, diese Felsberge. Und es war leicht, sie zu verstehen, wenn man ihre jähren Wände sah, Schicht um Schicht geknickt, verbogen, geborsten, jede voll von klaffenden Wunden. »Wir haben Schauerliches

Mhdt. mate,
engl.
meadow:
Wiese (auch
in Ortsnamen
wie Zermatt)

(elsäss./schweiz.)
Flühe: jäher
Absturz,
Abhang
eines Felsen
(Gr 3/1850)

gelitten«, sagten sie, »und wir leiden noch.« Aber sie sagten es stolz, streng und verbissen, wie alte unverwüstliche Kriegsleute.

Jawohl, Kriegsleute. Ich sah sie kämpfen, mit Wasser und Sturm, in den schauerlichen Vorfrühlingsnächten, wenn der erbitterte Föhn um ihre alten Häupter brüllte und wenn die Bachstürze frische, rohe Stücke aus ihren Flanken rissen. Sie standen mit trotzig gehemmten Wurzeln in diesen Nächten, finster, atemlos und verbissen, streckten dem Sturm die zerspaltenen Wetterwände und Hörner entgegen und spannten alle Kraft in trotzig geduckter Sammlung zusammen. Und bei jeder Wunde ließen sie das grausige Rollen der Wut und Angst vernehmen, und durch alle fernsten Rüfenen* klang gebrochen und zornig ihr schreckliches Stöhnen wider.⁷

(schweiz.)
Rüfe: wildes
Bergwasser,
Geröll-, Stein-,
Schuttlawine
(Gr 14/1398)

Und ich sah Matten und Hänge und erdige Felsritzen mit Gräsern, Blumen, Farnen und Moosen bedeckt, denen die alte Volkssprache merkwürdige, ahnungsvolle Namen gegeben hatte. Sie lebten, Kinder und Enkel der Berge, farbig und harmlos an ihren Stätten. Ich befühlte sie, betrachtete sie, roch ihren Duft und lernte ihre Namen. Ernster und tiefer berührte mich der Anblick der Bäume. Ich sah jeden von ihnen sein abgesondertes Leben führen, seine besondere Form und Krone bilden und seinen eigenartigen Schatten werfen. Sie schienen mir, als Einsiedler und Kämpfer, den Bergen näher verwandt, denn jeder von ihnen, zumal die höher am Berge stehenden, hatte seinen stillen zähen Kampf um Bestand und Wachstum, mit Wind, Wetter und Gestein. Jeder hatte seine Last zu tragen und sich festzuklammern, und davon trug jeder seine eigene Gestalt und besondere Wunden. Es gab Föhren, denen der Sturm nur auf einer einzigen Seite Äste zu haben erlaubte, und solche, deren rote Stämme sich wie Schlangen um überhängende Felsen gebogen hatten, so daß Baum und Fels eins das andere an sich drückte und erhielt. Sie sahen mich wie krie-

gerische Männer an und erweckten Scheu und Ehrfurcht in meinem Herzen.

Unsere Männer und Frauen aber glichen ihnen, waren hart, streng gefaltet und wenig redend, die besten am wenigsten. Daher lernte ich, die Menschen gleich Bäumen oder Felsen anzuschauen, mir Gedanken über sie zu machen und sie nicht weniger zu ehren und nicht mehr zu lieben als die stillen Föhren.

Unser Dörflein ⁷Nimikon liegt auf einer dreieckigen, zwischen zwei Bergvorsprünge geklemmten schrägen Fläche am See. Ein Weg führt nach dem nahen Kloster, ein zweiter nach dem viereinhalb Stunden entfernten Nachbarort, die übrigen am See gelegenen Dörfer erreicht man zu Wasser. Unsere Häuser sind im alten Holzstil erbaut und haben
kein bestimmtes Alter, es kommen fast niemals Neubauten vor, und die alten Häuslein werden je nach Bedürfnis stückweise repariert, dies Jahr die Diele, ein andermal ein Stück am Dach, und mancher halbe Balken und manche Latte, die früher einmal etwa zur Stubenwand gehört haben, findet man jetzt als Sparren im Dach, und wenn sie auch dazu nimmer dienen und doch noch zu gut zum Verbrennen sind, so kommen sie das nächste Mal beim Flicken des Stalls oder Heubodens oder als Querlatte an der Haustüre zur Verwendung. Ähnlich ist es mit den darin Wohnenden selber; jeder spielt solange er kann seine Rolle mit, tritt dann zögernd in den Kreis der Unbrauchbaren und taucht schließlich ins Dunkel unter, ohne daß viel Aufsehens davon gemacht würde. Wer nach jahrelanger Fremde zu uns heimkehrt, findet nichts verändert, als daß ein paar alte Dächer erneuert und ein paar neuere alt geworden sind; die Greise von ehemals sind zwar dahin, aber es sind andere Greise da, welche die gleichen Hütten bewohnen, die gleichen Namen tragen, dasselbe dunkelhaarige Kindervolk bewachen und an Gesicht und Gebaren sich von den indessen Weggestorbenen kaum unterscheiden.

Unsrer Gemeinde mangelte eine häufigere Zufuhr frischen
 Blutes und Lebens von außen her. Die Bewohner, ein leid-
 lich rüstiges Geschlecht, sind fast alle untereinander aufs
 engste verschwägert, und reichlich drei Viertel tragen den
 Namen Camenzind. Er füllt die Seiten des Kirchenbuchs 5
 und steht auf den Kirchhofkreuzen, prangt an den Häusern
 in Ölfarbe oder in derber Schnitzarbeit und ist auf den
 Wagen des Fuhrhalters, auf den Stalleimern und auf den
 Seeboten zu lesen. Auch über meines Vaters Haustür stand
 gemalt: »Dieses Haus haben gebauen Jost und Franziska 10
 Camenzind«, doch ging das nicht meinen Vater, sondern
 dessen Ahn, meinen Urgroßvater an; und wenn ich auch
 vermutlich einmal sterben werde, ohne Kinder dazulassen,
 so weiß ich doch, daß wieder ein Camenzind das alte Nest
 besiedeln wird, wenn es bis dorthin noch steht und ein 15
 Dach überhat.

Ungeachtet der scheinbaren Frömmigkeit gab es dennoch
 in unserer Bürgerschaft Böse und Gute, Vornehme und Ge-
 ringe, Mächtige und Niedrige und neben manchen Klugen
 eine ergötzliche kleine Sammlung von Narren, die Kretins* 20
 gar nicht mitgerechnet. Es war wie überall ein kleines Ab-
 bild der großen Welt, und da Große und Kleine, Schlau-
 meier und Narren unlöslich untereinander verwandt und
 vervettert waren, traten sich strenger Hochmut und bor-
 niert* Leichtsinn oft genug unter demselben Dach auf die 25
 Zehen, so daß unser Leben für die Tiefe und Komik des
 Menschlichen hinreichenden Raum bot. Nur lag ein ewiger
 Schleier von verheimlichter oder unbewußter Bedrücktheit
 darüber. Das Abhängigsein von den Naturmächten und
 die Kümmerlichkeit eines arbeitsvollen Daseins hatten im 30
 Verlauf der Zeiten unsrem ohnehin alternden Geschlecht
 eine Neigung zum Tiefsinn eingegeben, der zu den schar-
 fen, schroffen Gesichtern zwar nicht übel paßte, sonst aber
 keinerlei Früchte zeitigte, wenigstens keine erfreulichen.
 Eben darum war man froh an den paar Narren, welche 35

(franz.) Narren
 Tölpel

engstirniger,
 unbelehrbarer,
 beschränkter

zwar noch still und ernsthaft genug waren, aber doch ei-
 nige Farbe und einige Gelegenheit zu Gelächter und Spott
 hereinbrachten. Wenn einer von ihnen durch einen neuen
 Streich von sich reden machte, ging ein frohes Wetterleuch-
 5 ten über die faltigen, braunen Gesichter der Söhne Nimi-
 kons, und zur Lust am Späße selber kam noch als feine
 pharisäische* Würze der Genuß der eigenen Überlegenheit,
 welche vor Vergnügen schnalzte im Gefühl, vor solchen
 Irrungen oder Fehlritten sicher zu sein. Zu jenen Vielen,
 10 die in der Mitte zwischen Gerechten und Sündern standen
 und von beiden gern das Annehmliche mitgenossen hätten,
 gehörte auch mein Vater. Es wurde kein Narrenstreich reif,
 der ihn nicht mit seliger Unruhe erfüllt hätte, und er
 schwankte alsdann zwischen der teilnehmenden Bewun-
 15 derung für den Anstifter und dem feisten Bewußtsein der
 eigenen Makellosigkeit possierlich* hin und wider.
 Zu den Narren selbst gehörte mein Oheim Konrad, ohne
 daß er deshalb etwa meinem Vater und anderen Helden an
 Verstand etwas nachgegeben hätte. Vielmehr war er ein
 20 Schlaukopf und ward von einem ruhelosen Erfindungs-
 geist umgetrieben, um den die andern ihn ruhig hätten be-
 neiden dürfen. Aber freilich glückte ihm nichts. Daß er,
 statt darüber den Kopf hängen zu lassen und tatlos tiefsin-
 nig zu werden, immer wieder Neues begann und dabei ein
 25 merkwürdig lebhaftes Gefühl für das Tragikomische seiner
 eigenen Unternehmungen hatte, war gewiß ein Vorzug,
 wurde ihm aber als lächerliche Sonderbarkeit angeschrie-
 ben, kraft welcher man ihn zu den unbesoldeten Hans-
 wüsten der Gemeinde zählte. Meines Vaters Verhältnis zu
 30 ihm war ein dauerndes Hin und Her zwischen Bewunde-
 rung und Verachtung. Jedes neue Projekt seines Schwagers
 versetzte ihn in eine gewaltige Neugierde und Aufregung,
 die er vergebens hinter lauernd ironischen Fragen und An-
 spielungen zu verstecken trachtete. Wenn dann der Oheim
 35 seines Erfolges sicher zu sein glaubte und den Großartigen

selbstgerechte,
 heuchlerische

niedlich,
 putzig

zu spielen begann, ließ er sich jedesmal hinreißen und schloß sich dem Genialen in spekulierender Brüderlichkeit an, bis der unvermeidliche Mißerfolg da war, über den der Oheim die Achseln zuckte, während der Vater im Zorn ihn mit Hohn und Beleidigung übergöß und monatelang kei- 5 nes Blickes und Wortes mehr würdigte.

Konrad war es, dem unser Dorf den ersten Anblick eines Segelbootes verdankte, und meines Vaters Nachen hat dazu herhalten müssen. Das Segel- und Seilwerk war vom Oheim nach Kalenderholzschnitten sauber ausgeführt, 10 und daß unser Schiffelein für ein Segelboot zu schmal gebaut war, ist am Ende nicht Konrads Schuld gewesen. Die Vorbereitungen dauerten wochenlang, mein Vater wurde vor Spannung, Hoffnung und Angst schier zu Quecksilber, und auch das übrige Dorf sprach von nichts soviel wie von 15 Konrad Camenzinds neuestem Vorhaben. Es war ein denkwürdiger Tag für uns, als das Boot an einem windigen Spätsommernmorgen zum erstenmal in See gehen sollte. Mein Vater, in scheuer Ahnung einer möglichen Katastrophe, hielt sich fern und hatte auch mir zu meiner großen Be- 20 trübnis das Mitfahren verboten. Der Sohn des Bäckers Füßli begleitete den Segelkünstler allein. Aber das ganze Dorf stand auf unserem Kiesplatz und in dem Gärtchen und wohnte dem unerhörten Spektakel bei. Seeabwärts blies ein flotter Ostwind. Zu Anfang mußte der Beck* ru- 25 dern, bis das Boot in die Brise geriet, sein Segel blähte und stolz davonjagte. Wir sahen es bewundernd um den nächsten Bergvorsprung entschwinden und richteten uns darauf ein, den schlaun Oheim bei seiner Heimkehr als Sieger zu begrüßen und uns unserer höhnischen Aftergedanken* 30 zu schämen. Als jedoch in der Nacht das Boot zurückkehrte, hatte es keine Segel mehr, die Schiffer waren mehr tot als lebendig, und der Bäckerssohn hustete und meinte: »Ihr seid um ein Hauptvergnügen gekommen, leichtlich* 35 hätte es auf den Sonntag zwei Leichenschmäuse geben kön-

Mhdt. für
Bäcker; über-
dauert hier als
Spitzname für
den Sohn des
Bäckers Füßli
(Gr 1/1215)

Hinter-
gedanken,
,niederec-
Gedanken

(mhd.:
lichtlich)
In adverbialer
Bedeutung:
leicht
(Gr 12/647)

nen. « Mein Vater mußte zwei neue Planken in den Nachen basteln, und seither hat sich nie wieder ein Segel in der blauen Fläche gespiegelt. Dem Konrad rief man noch lange, sooft er irgend etwas eilig hatte, nach: »Mußt Segel nehmen, Konrad!« Mein Vater fraß den Ärger in sich hinein, und lange Zeit, sooft der arme Schwager ihm begegnete, sah er beiseite und spuckte in großem Bogen aus, zum Zeichen unaussprechlicher Verachtung. Das dauerte so lang, bis Konrad eines Tages mit seinem feuersicheren Backofenprojekt bei ihm vorsprach, welches dem Erfinder unendlichen Spott auf den Hals brachte und meinen Vater auf vier bare Taler zu stehen kam. Wehe dem, der ihn an diese Viertalergeschichte zu erinnern wagte! Lange später, als einmal wieder Not im Hause war, sagte die Mutter einmal so beiläufig, es wäre doch gut, wenn jetzt das sündlich verjubelte Geld noch da wäre. Der Vater wurde dunkelrot bis an den Hals, aber er bezwang sich und sagte nur: »Ich wollt, ich hätt es an einem einzigen Sonntag versoffen.«

Am Ende jedes Winters kam der Föhn mit seinem tieftönigen Gebrause, das der Älpler* mit Zittern und Entsetzen hört und nach welchem er in der Fremde mit verzehrendem Heimweh dürstet.

Wenn der Föhn nahe ist, spüren ihn viele Stunden voraus Männer und Weiber, Berge, Wild und Vieh. Sein Kommen, welchem fast immer kühle Gegenwinde vorausgehen, verkündigt ein warmes, tiefes Sausen. Der blaugrüne See wird in ein paar Augenblicken tinteschwarz und setzt plötzlich hastige, weiße Schaumkronen auf. Und bald darauf donnert er, der noch vor Minuten unhörbar friedlich lag, mit erbitterter Brandung wie ein Meer ans Ufer. Zugleich rückt die ganze Landschaft ängstlich nah zusammen. Auf Gipfeln, die sonst in entrückter Ferne brüteten, kann man jetzt die Felsen zählen, und von Dörfern, die sonst nur als braune Flecken im Weiten lagen, unterscheidet man jetzt

Urspr.
Alpenhirt;
hier: Alpen-
bewohner
(Gr 1/246)

Dächer, Giebel und Fenster. Alles rückt zusammen, Berge, Matten und Häuser, wie eine furchtsame Herde. Und dann beginnt das grollende Sausen, das Zittern im Boden. Aufgepeitschte Seewellen werden streckenweit wie Rauch durch die Luft dahingetrieben, und fortwährend, zumal in den Nächten, hört man den verzweifelten Kampf des Sturmes mit den Bergen. Eine kleine Zeit später redet sich dann die Nachricht von verschütteten Bächen, zerschlagenen Häusern, zerbrochenen Kähnen und vermißten Vätern und Brüdern durch die Dörfer.

In Kinderzeiten fürchtete ich den Föhn und haßte ihn sogar. Mit dem Erwachen der Knabenwildheit aber bekam ich ihn lieb, den Empörer, den Ewigjungen, den frechen Streiter und Bringer des Frühlings. Es war so herrlich, wie er voll Leben, Überschwang und Hoffnung seinen wilden Kampf begann, stürmend, lachend und stöhnend, wie er heulend durch die Schluchten hetzte, den Schnee von den Bergen fraß und die zähen alten Föhren mit rauen Händen bog und zum Seufzen brachte. Später vertiefte ich meine Liebe und begrüßte nun im Föhn den süßen, schönen, allzu reichen Süden, welchem immer wieder Ströme von Lust, Wärme und Schönheit entquellen, um sich an den Bergen zu zersprengen und endlich im flachen, kühlen Norden ermüdet zu verbluten. Es gibt nichts Seltsameres und Köstlicheres als das süße Föhnfieber, das in der Föhnzeit die Menschen der Bergländer und namentlich die Frauen überfällt, den Schlaf raubt und alle Sinne streichelnd reizt. Das ist der Süden, der sich dem spröden, ärmeren Norden immer wieder stürmisch und lodernd an die Brust wirft und den verschneiten Alpendörfern verkündigt, daß jetzt an den nahen purpurnen Seen 'Welschlands' schon wieder Primeln, Narzissen und Mandelzweige blühen.

Alsdann, wenn der Föhn verblasen hat und die letzten schmutzigen Lawinen zerlaufen sind, dann kommt das

Schönste. Dann recken sich berghin auf allen Seiten die beblühten gelblichen Matten, rein und selig stehen die Schneegipfel und Gletscher in ihren Höhen, und der See wird blau und warm und spiegelt Sonne und Wolkenzüge wider.

Alles dieses kann schon eine Kindheit und zur Not auch ein Leben erfüllen. Denn alles dieses redet laut und ungebrochen die Sprache Gottes, wie sie nie über eines Menschen Lippen kam. Wer sie so in seiner Kindheit vernommen hat, dem tönt sie sein Leben lang nach, süß und stark und furchtbar, und ihrem Bann entflieht er nie. Wenn einer in den Bergen heimisch ist, der kann jahrelang Philosophie oder *historia naturalis** studieren und mit dem alten Herrgott aufräumen – wenn er den Föhn wieder einmal spürt oder eine Laue* durchs Holz brechen hört, so zittert ihm das Herz in der Brust, und er denkt an Gott und ans Sterben.

(lat.) Naturgeschichte

Warmer, lauer Windstoß, Böe (Gr 12/301)

An meines Vaters Häuschen grenzte ein umzäunter, winziger Garten. Es gedieh dort ein herber Salat, Rüben und Kohl; außerdem hatte die Mutter eine rührend schmale, dürrtige Rabatte für Blumen angelegt, in welcher zwei Monatsrosenstöcke, ein Georginenbusch und eine Handvoll Reseden¹ hoffnungslos und kümmerlich verschmachteten. An den Garten stieß ein noch kleinerer, kiesiger Platz, welcher bis zum See reichte. Dort standen zwei beschädigte Fässer, einige Bretter und Pfähle, und unten im Wasser lag unser Weidling¹ angebunden, welcher damals noch alle paar Jahre neu geflickt und geteert wurde. Die Tage, an denen dies geschah, sind mir fest im Gedächtnis geblieben. Es waren warme Nachmittage im Vorsommer, über dem Gärtchen taumelten die schwefelgelben Zitronenfalter in der Sonne, der See war ölglat, blau und still und leise schillernd, die Berggipfel dünn umdünstet, und auf dem kleinen Kiesplatz roch es gewaltig nach Pech und Ölfarbe. Auch nachher duftete der Nachen noch den gan-

zen Sommer hindurch nach Teer. Sooft ich, viele Jahre später, irgendwo am Meere den eigentümlich aus Wasserge-
ruch und Teerbrodem* gemischten Duft in die Nase be-
kam, trat mir sogleich unser Seeplätzlein vors Auge, und
ich sah wieder den Vater in Hemdärmeln mit dem Pinsel
hantieren, sah die bläulichen Wölkchen aus seiner Pfeife in
die stillen Sommerlüfte steigen und die blitzgelben Falter
ihre unsicheren, scheuen Flüge tun. An solchen Tagen
zeigte mein Vater eine ungewöhnlich behagliche Laune,
piff Triller, was er vortrefflich konnte, und gab vielleicht
sogar einen einzelnen, kurzen Jodler von sich, diesen je-
doch nur halblaut. Die Mutter kochte alsdann etwas Gutes
auf den Abend, und ich denke mir jetzt, sie tat es in der
stillen Hoffnung, Camenzind möchte diesen Abend nicht
ins Wirtshaus gehen. Er ging aber doch.
Daß die Eltern die Entwicklung meines jungen Gemütes
sonderlich gefördert oder gestört hätten, kann ich nicht
sagen. Die Mutter hatte immer beide Hände voll Arbeit,
und mein Vater hatte sich gewiß mit nichts auf der Welt so
wenig beschäftigt als mit Erziehungsfragen. Er hatte genug
zu tun, seine paar Obstbäume kümmerlich im Stand zu
halten, das Kartoffeläckerlein zu bestellen und nach dem
Heu zu sehen. Ungefähr alle paar Wochen aber nahm er
mich abends, ehe er ausging, bei der Hand und verschwand
stillschweigend mit mir auf dem über dem Stall gelegenen
Heuboden. Dort vollzog sich alsdann ein seltsamer Straf-
und Sühneakt: ich bekam eine Tracht Prügel, ohne daß der
Vater oder ich selbst genauer gewußt hätte, wofür. Es wa-
ren stille Opfer am Altar der Nemesis, und sie wurden
ohne Schelten seinerseits oder Geschrei meinerseits darge-
bracht als schuldiger Tribut an eine geheimnisvolle Macht.
Immer, wenn ich in späteren Jahren einmal vom »blinden«
Schicksal reden hörte, fielen diese mysteriösen Szenen mir
wieder ein und schienen mir eine überaus plastische Dar-
stellung jenes Begriffs zu sein. Ohne es zu wissen, befolgte

mein guter Vater dabei die schlichte Pädagogik, die das
 Leben selbst an uns zu üben pflegt, indem es uns hie und da
 aus heiteren Lüften ein Donnerwetter sendet, wobei es uns
 überlassen bleibt, nachzusinnen, durch was für Missetaten
 5 wir eigentlich die oberen Mächte herausgefordert haben.
 Leider stellte dies Nachsinnen bei mir sich nie oder nur
 selten ein, vielmehr nahm ich jene ratenweise Züchtigung
 ohne die wünschenswerte Selbstprüfung gelassen oder
 auch trotzig hin und freute mich an solchen Abenden stets,
 10 nun wieder meinen Zoll entrichtet und ein paar Wochen
 Strafpause vor mir zu haben. Viel selbständiger trat ich den
 Versuchen meines Alten, mich zur Arbeit anzuleiten, ent-
 gegen. Die unbegreifliche und verschwenderische Natur
 hatte in mir zwei widerstrebende Gaben vereinigt: eine un-
 15 gewöhnliche Körperkraft und eine leider nicht geringere
 Arbeitsscheu. Der Vater gab sich alle Mühe, einen brauch-
 baren Sohn und Mithelfer aus mir zu machen, ich aber
 drückte mich mit allen Schikanen um die mir auferlegten
 Arbeiten, und ¹noch als Gymnasiast hatte ich für keinen
 20 der antiken Heroen so viel Mitgefühl wie für Herakles, da
 er zu jenen berühmten, lästigen Arbeiten gezwungen
 ward.² Einstweilen kannte ich nichts Schöneres, als mich
 auf Felsen und Matten oder am Wasser müßiggängerisch
 herumzutreiben.
 25 Berge, See, Sturm und Sonne waren meine Freunde, erzähl-
 ten mir und erzogen mich und waren mir lange Zeit lieber
 und bekannter als irgend Menschen und Menschenschick-
 sale. Meine Lieblinge aber, die ich dem glänzenden See und
 den traurigen Föhren und sonnigen Felsen vorzog, waren
 30 die Wolken.
 Zeigt mir in der weiten Welt den Mann, der die Wolken
 besser kennt und mehr lieb hat als ich! Oder zeigt mir das
 Ding in der Welt, das schöner ist als Wolken sind! Sie sind
 Spiel und Augentrost, sie sind Segen und Gottesgabe, sie
 35 sind Zorn und Todesmacht. Sie sind zart, weich und fried-

lich wie die Seelen von Neugeborenen, sie sind schön, reich
und spendend wie gute Engel, sie sind dunkel, unentrinn-
bar und schonungslos wie die Sendboten des Todes. Sie
schweben silbern in dünner Schicht, sie segeln lachend
weiß mit goldenem Rand, sie stehen rastend in gelben, roten
und bläulichen Farben. Sie schleichen finster und lang-
sam wie Mörder, sie jagen sausend kopfüber wie rasende
Reiter, sie hängen traurig und träumend in bleichen Höhen
wie schwermütige Einsiedler. Sie haben die Formen von
seligen Inseln und die Formen von segnenden Engeln, sie
gleichen drohenden Händen, flatternden Segeln, wandern-
den Kranichen. Sie schweben zwischen Gottes Himmel
und der armen Erde als schöne Gleichnisse aller Men-
schensehnsucht, beiden angehörig – Träume der Erde, in
welchen sie ihre befleckte Seele an den reinen Himmel
schmiegt. Sie sind das ewige Sinnbild alles Wanderns, alles
Suchens, Verlangens und Heimbegehrens. Und so, wie sie
zwischen Erde und Himmel zag und sehnend und trotzig
hängen, so hängen zag und sehnend und trotzig die Seelen
der Menschen zwischen Zeit und Ewigkeit.

Oh, die Wolken, die schönen, schwebenden, rastlosen! Ich
war ein unwissendes Kind und liebte sie, schaute sie an und
wußte nicht, daß auch ich als eine Wolke durchs Leben
gehen würde – wandernd, überall fremd, schwebend zwi-
schen Zeit und Ewigkeit. Von Kinderzeiten her sind sie mir
liebe Freundinnen und Schwestern gewesen. Ich kann nicht
über die Gasse gehen, so nicken wir einander zu, grüßen
uns und verweilen einen Augenblick Aug' in Auge. Auch
vergaß ich nicht, was ich damals von ihnen lernte: ihre
Formen, ihre Farben, ihre Züge, ihre Spiele, Reigen, Tänze
und Rasten, und ihre seltsam irdisch-himmlischen Ge-
schichten.

Namentlich die Geschichte der Schneeprinzessin. Ihr
Schauplatz ist das mittlere Gebirge, im Vorwinter, bei war-
mem Unterwind*. Die Schneeprinzessin erscheint mit klei-